

Prolog

Die Geburtstagsgäste trafen sich mittlerweile schon seit fünf Jahren im Restaurant *The Inn* in Smoky Hollow. Normalerweise hätten sie woanders gefeiert – in früheren Jahren fand die Feier der Junigeburtstage in jedem Jahr woanders statt. Aber Ginneys Geburtstag war der einzige Junigeburtstag, der noch geblieben war, seit Evelyn gestorben war. Und sie beschloss seit fünf Jahren, hier zu feiern, obwohl sie sich nicht besonders viel aus gebackener Forelle machte und das Essen hier ein wenig teuer war. Das Restaurant war eleganter, als sie es gewohnt war, aber trotzdem entschied sie sich dafür. Und das alles nur wegen des Mannes am Ecktisch.

Der Mann war noch nicht gekommen. Sie sah, wie die Kellnerin das Besteck aufdeckte und die Servietten faltete, wie sie die Wassergläser genau auf ihren Platz stellte und die Flasche im Eiskübel drapierte. Jedes Jahr das gleiche Bild. Ginny warf einen Blick zur Tür. Er kam immer noch nicht. Sie konzentrierte ihre Aufmerksamkeit wieder auf Cora, die darauf wartete, dass Ginny sich begeistert über das Abonnement der Fernsehzeitschrift freute, das sie ihr geschenkt hatte. Ginny schaltete den Fernseher kaum noch ein und sah inzwischen so schlecht, dass sie ihre Großdruckbibel fast nicht mehr lesen konnte, aber Cora war ein Gewohnheitsmensch. Ginny tat ihr deshalb den Gefallen und kaufte ihr in jedem Dezember, wenn sich Coras Geburtstag nahte, ebenfalls ein solches Abonnement. Cora würde sich so etwas selbst nie leisten, aber ohne ihr Kreuzworträtsel würde ihr etwas fehlen. Sie schleppte es in ihrer Handtasche überall mit sich herum und hatte die verrückte Angewohnheit, es in den unmöglichsten Momenten herauszuziehen und eine oder zwei Zeilen auszufüllen. Ginny verstand nicht, wie jemand länger als ungefähr fünf Minuten brauchen konnte, um das ganze Rätsel zu bearbeiten, aber bei Cora war das anders: Sie sagte auf Anhieb die richtige Antwort, überlegte aber eine ganze Stunde hin und her, bevor sie das Wort eintrug. „Bist du wirklich absolut sicher, dass Little Joe der jüngste Sohn bei *Bonanza* war?

Ich dachte, es wäre der andere gewesen. Der Dicke.“ Und so ging es weiter.

Ginny setzte ein geduldiges Lächeln auf und tätschelte Coras alte, faltige Hand, an der die Venen hervortraten. Sie betrachtete das Gesicht ihrer Freundin – die Haut war faltig und dünn wie Pergament – und eine tiefe Zuneigung erfüllte sie. Cora war schon fast die ganzen neunundsiebzig Jahre ihres Lebens ihre Freundin, genauso wie die anderen. Sie waren schon miteinander zur Sonntagsschule gegangen. Fast achtzig Jahre Kummer und Glück, Liebe und Hochzeiten, Geburten und Todesfälle, Trauer und Freude. Und Geburtstage.

„Danke, Cora“, sagte Ginny.

Cora, die zweifellos glaubte, Ginny sei wegen ihres lieben Geschenks zu Tränen gerührt, strahlte.

„Sehr gern geschehen“, antwortete sie und klopfte mit ihrem knorrigen Finger auf die Zeitschrift. „Ich wusste, dass du damit rechnest.“

Ginny lächelte. Dieses Mal war ihr Lächeln echt, als sie ihre Freundinnen liebevoll beobachtete, die um sie herumsaßen und sich gemütlich unterhielten. Die Jahre hatten sie aus der Kleinstadt, in der sie aufgewachsen waren, in alle Himmelsrichtungen verstreut. Diese Geburtstagsfeiern waren eine willkommene Gelegenheit, sich zu erzählen, was sich in ihrem Leben Neues zugetragen hatte. Marie erzählte Laura gerade von ihrem Urenkel. Er war an irgendeiner besonderen Hochschule angenommen worden, worüber sie fast platzte vor Stolz. Cora, die sich nicht übertrumpfen lassen wollte, warf ein, dass ihre Enkelin im dritten Semester in Folge als beste Studentin ihres Jahrgangs ausgezeichnet worden war. Ginneys Blick wanderte wieder zur Tür. Die Glasabtrennung, die seit dem letzten Jahr eingesetzt worden war – drei Viertel der Wand bestanden jetzt aus eingravierten Eisblumen – erschwerte ihr die Sicht. Sie konnte nur Beine und Haare sehen. Jetzt kamen gleich mehrere Beine, Frauensandalen, große Männerfüße und mehrere kleine Kinderbeine. Sie schaute hoffnungsvoll hinüber. Vielleicht hatte er sich mit der Frau versöhnt, für die der leere Stuhl bestimmt war, und sie kamen dieses Jahr mit der ganzen Familie, um zu feiern. Die Beine und Haare kamen um die Ecke. Ginny ließ den Blick schnell nach

oben wandern. Keines der Gesichter kam ihr bekannt vor. Mehrere Menschen betraten nacheinander den Raum und nahmen am großen, runden Tisch in der Mitte Platz. Der Ecktisch war immer noch leer.

Die Kellnerin kam, um ihre Tassen nachzufüllen. „Noch mehr koffeinfreien Kaffee?“, fragte sie und hob die Kanne mit dem orangefarbenen Rand hoch.

„Für mich lieber nicht“, lehnte Cora ab. „Sonst bringe ich heute Nacht kein Auge zu.“

Ginny wechselte einen vielsagenden Blick mit Marie, aber beide verkniffen sich einen Kommentar. Das war typisch Cora. Sie hatte immer etwas zu jammern. Marie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, und Ginny wurde ein wenig unruhig. Dem dunkelhaarigen Mann über den Weg zu laufen wurde immer schwerer, je älter sie wurde. Wieder zerbrach sie sich den Kopf, wo er wohl blieb, tröstete sich aber damit, dass er bis jetzt jedes Mal gekommen war. Jedes Jahr kam er um neunzehn Uhr fünfzehn, setzte sich mit Blick zur Tür an den Ecktisch, nippte an einem Glas Eistee und wartete.

Im ersten Jahr hatte er einen furchtbaren Anblick geboten. Das war das Jahr gewesen, in dem er die kleine Schachtel und die Rosen mitgebracht hatte. Dunkelrote Rosen, ein ganzes Dutzend, langstielig. Er hatte sie vor dem leeren Stuhl auf den Tisch gelegt und auf dem Stuhl gegenüber Platz genommen.

Das Eis in seinem Tee war geschmolzen, seine Augen hatten verletzt und traurig ausgesehen. Oh, sie hatte mit ihm gelitten, während sie hilflos mit angesehen hatte, wie die Minuten langsam verstrichen. Nach ungefähr zwanzig Minuten hatte er die kleine Schachtel herausgenommen, sie aufgeklappt und hineingeschaut, dann hatte er sie wieder geschlossen und zurück in seine Jackentasche gesteckt. Sie hatte so sehr mit ihm gelitten. Und sein Gesicht! Es hatte alles gezeigt, dieses Gesicht: die Hoffnung in seinen Augen, Schuldgefühle und Verzweiflung in den Linien von seiner Nase zum Mund, ein Anflug von Wut in der Art, wie er das Kinn und den Mund hielt. Damals hatte sie angefangen, für den dunkelhaarigen Mann zu beten.

„Himmlicher Vater“, hatte sie geflüstert. „Du weißt alles. Vor dir ist nichts verborgen. Egal, wie die Situation ist, egal, wie groß

der Schmerz ist, du kannst heilen. Bitte greif ein, Vater. Zeige diesem Mann deine große Liebe.“

Er hatte abrupt aufgeblickt, als sie dieses Gebet geflüstert hatte, fast als hätte er sie gehört, obwohl das nicht möglich sein konnte. Ihre Blicke waren sich einen kurzen Moment begegnet. Ginny hatte ihm leicht zugnickt. Er hatte zurückgenickt, sich zu einem Lächeln gezwungen und dann wieder zur Tür geschaut. Er kam seit Jahren. Und wartete. Wenn auch nicht mehr mit dem unübersehbaren Schmerz des ersten Jahres. Letztes Jahr hatte er pessimistischer gewirkt, weniger hoffnungsvoll. Sie fragte sich, wie oft er noch kommen würde, wie lange er noch hoffen würde. Sie spürte plötzlich den starken Wunsch, für ihn zu beten.

„Lieber Gott, du kennst unser Herz und unsere Gedanken“, murmelte sie leise. „Du kennst die Herzen eines jeden Menschen auf dieser Erde. Du weißt auch, was das Herz dieses Mannes bewegt und auf wen er so verzweifelt wartet. Führe diese beiden Menschen wieder zueinander, Herr. Bring sie irgendwie zusammen. Ich muss es nicht erfahren, wie du das tust. Aber ich bitte dich, dass du eingreifst und ihre verletzten Herzen tröstest und heilst.“

Susan räusperte sich. Eine Kellnerin stand an Ginneys Tisch und lächelte nachsichtig über die senile, alte Frau, die leise vor sich hin murmelte.

„Möchten Sie eine Nachspeise?“, fragte sie freundlich. Ginny sah eine Gelegenheit, weitere zwanzig Minuten zu gewinnen.

„Ich habe meinen Geburtstagskuchen noch nicht bekommen“, sagte sie so fröhlich, wie sie konnte. Den Kuchen konnten die anderen ihr nicht verwehren. Sie lehnten sich seufzend auf ihren Stühlen zurück und ergaben sich ihrem Schicksal. Ginny warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Er müsste jetzt jede Minute kommen. Jedes Jahr um neunzehn Uhr fünfzehn. Noch fünf Minuten, dann würde er auftauchen.

„Möchte sonst noch jemand einen Nachtsch?“, fragte sie.

Alle schüttelten den Kopf. „Ich schaffe keinen Bissen mehr“, protestierte Susan.

Ginny ignorierte die nicht gerade feinfühlig Aufforderung, die Feier endlich zu beenden. Um ihre Freundinnen zufriedenzustellen, begann sie, ihre Geschenke zusammenzupacken. Ihr Blick war auf

die Tür gerichtet. Sie ignorierte alles andere um sich herum und sprach weiter mit Gott. Dieses Mal in ihrem Herzen. Sie betete weiter und hielt die Augen offen. Im selben Moment, in dem die Kellnerin mit dem winzig kleinen Kuchen und dem albernen Geburtstagshut um die Ecke kam, trat er ein. Vor Erleichterung hätte sie fast ihr eigenes Geburtstagsständchen angestimmt.

Er war ein sehr großer Mann. Zwischen einen Meter fünfundachtzig und einen Meter neunzig groß, schätzte sie, und attraktiv. Er sah sehr gut aus. Ginny schnalzte mit der Zunge und schüttelte bei diesem Gedanken leicht den Kopf. Attraktive, gut aussehende Männer konnten Schwierigkeiten machen. Sie waren es gewohnt, ihren Willen durchzusetzen. Obwohl der junge Mann nett aussah, war sie fest davon überzeugt, dass mehr in ihm steckte als nur ein gutes Aussehen. Seine Haare waren dunkel, seine Gesichtszüge mutig. Aber er strahlte noch etwas anderes aus, aus dem sie schloss, dass er Charakter besaß, obwohl sie nicht genau sagen konnte, was es war. Sie fand, dass er Vertrauenswürdigkeit und Kompetenz ausstrahlte. Und obwohl sie nicht sagen konnte, warum, wusste Ginny, dass ihr Leben bei ihm in guten Händen wäre, falls sie je in eine Situation geriete, in der sie Hilfe brauchte.

Er hatte ein ruhiges, beherrschtes Gesicht. Gute, ehrliche Augen. Der Anzug stand ihm gut, aber Ginny konnte sich ihn genauso gut in einer Arbeitshose beim Heuaufladen vorstellen. Bei diesem Gedanken schüttelte sie den Kopf. Er war schwere Arbeit und Opfer gewohnt, das sah man seinem Gesicht an. Aber es gab eindeutige Anzeichen, dass in seinem Beruf keine anstrengende körperliche Arbeit von ihm verlangt wurde. Zum Beispiel wusste Ginny, ohne hinzusehen, dass sein Hemd weiß und gestärkt war, obwohl sein marineblaues Jackett sich um seine breiten Schultern spannte. Und sie hätte gewettet, dass seine geschickten Hände keine Schwielen aufwiesen. Er setzte sich jetzt mit einer selbstverständlichen Ungezwungenheit, schüttelte den Kopf, als ihm die Speisekarte angeboten wurde, und wandte den Blick nicht von der Tür ab.

Die Kellner und Kellnerinnen bauten sich um Ginneys Tisch herum auf, um das obligatorische Geburtstagsständchen zu singen. Er schaute herüber und erwiderte ihren Blick. Er warf ihr ein schnelles Lächeln zu. Ihr Herz wurde plötzlich schwer, als sein Gesicht wie-

der ernst wurde, denn dieses Jahr war etwas anders. Die wütende Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit hatten sich in seinem Gesicht verankert und waren ein Teil davon geworden. Er würde bald aufgeben, falls er es nicht schon getan hatte. Das wusste sie mit einer plötzlichen Gewissheit, genauso wie sie sich sicher war, dass sie nicht aufhören würde für ihn zu beten. Er durfte nicht aufgeben, auch wenn sie nicht erklären konnte, warum sie das mit einer solchen Gewissheit wusste.

„Lieber Herr Jesus“, begann sie, wurde aber im nächsten Moment von dem albernen Geburtstagsständchen unterbrochen. Sie schüttelte ungeduldig den Kopf, als ihr jemand den Strohhut mit den rosa Blümchen auf den Kopf setzte und alle zu singen begannen. Sie ließ es über sich ergehen und lächelte freundlich, während das voll besetzte Restaurant nachsichtige Blicke auf die schrulligen, alten Damen warf, die immer noch ihre Geburtstage feierten. So bald wie möglich nahm Ginny den Hut ab, und zum Glück verschwanden die Sänger alle wieder. Sie nahm einen kleinen Bissen von ihrem Kuchen. Ihre Freundinnen hatten jede ein winziges Stück davon bekommen, sogar Susan. Die Kellnerin füllte noch einmal die Kaffeetassen. Ginny betete, während sie langsam in winzigen Häppchen ihren Kuchen aß und zusah, wie der Mann die Füße und Köpfe beobachtete, die vor ihm vorüberzogen.

Die Zeit verging. Marie rief ihren Sohn an, dass er sie abholen sollte, und die anderen begannen, die Rechnung untereinander aufzuteilen. Der Mann zog sein Jackett aus. Genau wie sie erwartet hatte, war sein weißes Hemd steif gestärkt und glatt gebügelt. Er krepelte die Ärmel bis zu den Ellbogen hoch und lockerte seine Krawatte. Dann nippte er an seinem Tee. Die Kellnerin beugte sich über seinen Tisch und sagte etwas zu ihm. Er schüttelte erneut den Kopf. Sie zog die Rechnung aus der Schürzentasche und legte sie vor ihm auf den Tisch. Als Ginny gerade anfing, ihre Sachen zu packen und zu gehen, beugte sich der Mann wie elektrisiert nach vorne. Ginny folgte seinem Blick.

Eine Frau hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Besser gesagt, die Haare einer Frau, denn mehr konnte man über der Glasabtrennung nicht sehen. Die Haare dieser Frau waren ein Meer aus rotbraunen Locken, die zu einem unordentlichen Knoten hochgesteckt waren.

Ginny warf wieder einen Blick auf den Mann. Er hatte sich halb von seinem Stuhl erhoben. Aus seinem Gesicht sprach zu gleichen Teilen Angst und Hoffnung. Die Frau kam um die Ecke, blieb stehen und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Ihre Augen wanderten über den Mann und zeigten nicht das geringste Anzeichen, dass sie ihn kennen würde. Schließlich entdeckte sie die Gruppe, die um den runden Tisch in der Mitte saß. Sie winkte und ging auf die Leute zu. Ginny schaute den Mann wieder an. Die Enttäuschung stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Er ließ sich auf seinen Stuhl fallen, wandte den Blick von der Frau ab und starrte einen Moment die Wand an. Sie konnte sehen, dass er große Mühe hatte, sich wieder zu fangen. Er atmete tief ein und wieder aus und zog dann die Brieftasche aus seinem Jackett.

Ginny stand auf.

„Gehst du schon?“, fragte Cora.

„Nein“, antwortete sie schnell.

„Gehst du zur Toilette?“, mischte sich Marie ein. „Warte auf mich. Ich komme mit.“ Aber Ginny trat vom Tisch weg, bevor Marie ihren Rollator zurechtrücken konnte. Sie ging zum Tisch in der Ecke und blieb vor dem Mann mit den traurigen Augen stehen. Sie waren blau, wie sie jetzt sehen konnte. Ein helles, klares Blau. Sie hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte, aber das hatte sie früher auch nie aufhalten können.

„Hilf mir, Herr Jesus“, flüsterte sie.

Er blickte von der Rechnung auf. Ginny fiel unwillkürlich auf, dass er viel Trinkgeld gab. Er zog die Brauen in die Höhe. Sein Gesicht war höflich, verriet aber, dass er keine Ahnung hatte, warum sie zu ihm kam. Ihr schossen verschiedene Dinge durch den Kopf, die sie sagen könnte. Aber das war nicht besonders wichtig, erkannte sie. Mit neunundsiebzig Jahren konnte man sich vieles erlauben.

„Junger Mann, stört es Sie, wenn ich mich kurz zu Ihnen setze?“

„Nein, Madam“, antwortete er und stand sofort auf. Er kam um den Tisch herum und zog den Stuhl für sie zurück. Er war gut erzogen. Er hatte keine Ahnung, wer diese verrückte, alte Frau war, trotzdem war er sofort bereit, ihr wie ein Gentleman zu helfen.

„Ich will mit Ihnen sprechen“, sagte sie, als er auf seine Seite des Tisches zurückgekehrt war.

„Ja, Madam?“ Sein Gesicht wurde noch fragender, aber er nickte, setzte sich wieder und wartete höflich.

„Ich habe Sie beobachtet.“ Sie beschloss, ohne Umschweife zur Sache zu kommen.

Ihre unverblümete Direktheit schien ihn zu überraschen, aber dann nickte er. „Wie war Ihr Geburtstag dieses Jahr?“, fragte er mit einem leichten Lächeln. „Haben Sie wieder ein Abonnement von *TV aktuell* bekommen?“

Ginny nickte lachend. „Ohne dieses Abo würde bei meinem Geburtstag etwas fehlen.“

Er schüttelte den Kopf. „Wenn ich das sagen darf: Der Hut, den man Ihnen aufgesetzt hat, steht Ihnen nicht. Er erinnert mich an Minnie Pearl. Ich habe fast damit gerechnet, dass Sie gleich das Lasso schwingen und erzählen, wie schön es sei, auf der Welt zu sein. Er ist nicht elegant genug für eine Frau wie Sie.“

Was für ein Unsinn! Trotzdem erwiderte sie sein Lächeln. Er war ein sehr netter Mann. In ihr regten sich missbilligende Gefühle gegenüber der rothaarigen Frau, die auf dem Stuhl sitzen sollte, auf dem sie jetzt saß, aber sie bereute diese Gedanken schnell. Wer wusste schon, was zwischen den beiden vorgefallen war? Jede Geschichte hatte immer zwei Seiten. Das wusste sie nur zu gut.

„Hören Sie mir bitte zu“, begann sie und beschloss, ohne Umschweife zur Sache zu kommen. „Ich habe eine Nachricht für Sie.“

Überraschung trat in sein Gesicht, verwandelte sich aber schnell in Verwirrung, gemischt mit Hoffnung.

Ginny hätte sich ohrfeigen können. „Von Gott, sozusagen“, fügte sie hinzu und sah, wie die Hoffnung aus seiner Miene verschwand und einem resignierten Interesse wich.

„Ja, Madam?“

Kein Widerspruch. Kein Unglaube. Das gefiel ihr. Das verriet, dass er einiges über Gottes Wege gelernt hatte, auch wenn die beiden im Moment vielleicht nicht miteinander sprachen. „Jetzt ist kein guter Zeitpunkt, um das Beten aufzugeben“, wiederholte sie den Gedanken, der ihr auf der Seele brannte.

Er starrte sie verwirrt an. „Das war alles?“, fragte er. „Das ist die Nachricht von Gott?“

Sie nickte. „Das ist alles.“

Er atmete wieder tief ein. Sie hatte ihn lang genug beobachtet, um zu wissen, dass er das machte, wenn er entmutigt war. Sie spürte, dass Gott sie drängte, noch etwas anderes zu tun, und wehrte sich nicht dagegen. Sie hatte endlich gelernt, dass es sich nicht auszahlte, ihm nicht zu gehorchen. Sie sparte sich viel Zeit und Kummer, wenn sie gleich tat, wozu er sie aufforderte. Ginny legte ihre knöchrige, alte Hand auf seine Hand, die vor ihr auf dem Tisch lag. Er schaute überrascht auf, aber er zuckte nicht zusammen und zog die Hand nicht zurück. Sie ergriff seine Hand. Er öffnete die Handfläche und erwiderte ihren Händedruck. Sein Griff war fest und warm. Es waren geschickte, kräftige Hände, aber wie sie geahnt hatte, wiesen sie keine Schwielen auf. Sie hielt seine Hand sanft fest und beugte mitten in dem voll besetzten Restaurant den Kopf.

„Lieber Herr Jesus“, betete sie. „Rühre sein Herz an. Rühre ihr Herz an. Fang jetzt in dieser Minute an, sie mit einem unsichtbaren Band wieder zusammenzuführen. Lieber Gott, ich bitte dich, dass du alles tust, was dazu nötig ist, bis sie wieder zusammen sind.“ Sie schwieg einen Moment und wartete, aber ihr kamen keine anderen Worte in den Sinn. Wenn man fertig war, war man fertig. Er hörte diese Worte vielleicht zum ersten Mal. „Amen“, sagte sie.

„Amen“, antwortete er leise.

Ginny öffnete die Augen und schaute ihn an. Seine Augen waren ein wenig feucht. Sie wandte den Blick ab, um ihm Gelegenheit zu geben, sie unauffällig abzuwischen. Sie schaute zu ihrem eigenen Tisch hinüber. Cora starrte sie mit offenem Mund an, und Marie stand mit ihrem Rollator da und sah aus, als würde sie gleich zu ihnen herüberhumpeln und ihnen Gesellschaft leisten. Ginny drückte die Hand des Mannes ein letztes Mal. Dann stand sie auf und bedeutete ihm, sitzen zu bleiben, als er aufstehen und ihr helfen wollte.

„Ich werde für Sie beten“, versprach sie. Dann kehrte sie zu ihren Freundinnen zurück.

„Was in aller Welt hatte das jetzt zu bedeuten?“, rief Cora neugierig.

„Hast du dort drüben gebetet?“, fragte Marie verblüfft.

„Was ist denn passiert?“, wollte Laura wissen. „Ich habe nichts gesehen.“

„Gehen wir“, forderte Ginny ihre Freundinnen auf. „Ich erzähle es euch später.“ Sie brauchten noch ein paar Minuten, um ihre Sachen einzupacken und das Trinkgeld aufzuteilen. Als Ginny ihre neun Dollar und siebenundzwanzig Cents auf den Tisch gelegt hatte, war der Mann in dem gestärkten weißen Hemd und mit den traurigen blauen Augen verschwunden.

Teil 1

*Kommt heim, kommt heim,
ihr, die ihr müde seid,
kommt heim.*

Sam verließ das Restaurant *The Inn* und trat in die Abenddämmerung hinaus. Obwohl es heute sonnig und warm gewesen war, lag eine kühle Feuchtigkeit in der Bergluft, als die Sonne langsam unterging. Alles wirkte sauber und belebend, obwohl Sam genau wusste, dass das eine Täuschung war, ein Taschenspielertrick Gottes. Darin lag irgendwie eine bittere Ironie, denn gleichzeitig hielt Gottes Hand das zurück, was sie hier alle so dringend benötigten. Regen. Feuchtigkeit. Den Duft von kühlem Wasser. Denn diese Berge und auch der Rest des Bundesstaates, genauer gesagt, der gesamte Südosten der Vereinigten Staaten litt unter einer grausamen Dürre.

In den letzten drei Jahren hatte es nicht geregnet. Natürlich hatten sie hin und wieder ein Gewitter und einen kurzen Schauer erlebt, gerade genug, dass die Pflanzen sich aufrichteten und ihre Wurzeln hoffnungsvoll ausstreckten, nur um dann zu verwelken, sich zusammenzuziehen und abzusterben, weil sie keine ausreichende Feuchtigkeit fanden. Allein im letzten Jahr war die Regenmenge fünfzig Zentimeter unter Normal gewesen. Die Bäche waren ausgetrocknet, die Quellen nur noch eine matschige Brühe. Bauern hatten ihre Ernten verloren und mussten ihr Vieh verkaufen. Wenn es noch ein Jahr so weiterginge, würden einige ihre Häuser und Farmen verlieren. Sam fragte sich, ob sich an der angespannten Situation bald etwas ändern würde. Er ließ seinen Blick jetzt über den Himmel schweifen und hoffte, Wolken zu sehen. Er sah nichts als das weite Blau, das über den mit Bäumen bewachsenen Gipfeln der Smoky Mountains, die sich in der Ferne erstreckten, in das Grau der Nacht überging.

Sein Magen rumorte bei den widersprüchlichen Gefühlen, die sich immer in ihm regten, wenn er hierherkam. Er warf sich das Jackett über die Schulter und schlenderte zum Aussichtspunkt ein Stück hinter dem Restaurant. Im Osten lag North Carolina, die Gegend, die früher sein Zuhause gewesen war. Er konnte den Lake

Junaluska und dahinter Maggie Valley, Gilead Springs, Waynesville und Silver Falls sehen. Hinter diesen Orten funkelten die Lichter von Asheville in der Dämmerung. In seinem Rücken, gleich über dem Höhenzug, lag Tennessee, das Bundesland, aus dem er erst vor wenigen Stunden gekommen war.

The Inn stand gleichzeitig in zwei verschiedenen Welten, genauso wie er. Sam atmete tief ein und schaute sich um. Die Wälder waren dicht und schön, unter den schattenspendenden Dächern der Kiefern und Eichen war es angenehm kühl, der Waldboden war ein würzig duftender Teppich aus Nadeln und Blättern. Hier und da sah er einen rosa Rhododendron scheu durch die grünen Blätter lugen.

Die unvergleichliche Schönheit dieser Berge raubte ihm den Atem. Er fragte sich, wie sie es schaffte, von hier wegzubleiben, ohne das alles zu vermissen. Andererseits könnte sie ihm dieselbe Frage stellen, falls sie je lang genug an ihn dachte, um auf diesen Gedanken zu kommen. Er lebte seit fünf Jahren im Exil, verbannt nach Knoxville mit seinem hektischen Straßenverkehr, den überfüllten Schnellstraßen, dem glänzenden Chrom und der glühenden Hitze. Er hatte das Gefühl, als würde irgendetwas ihm den Weg versperren, falls er versuchen sollte, nach Hause zurückzukehren. Aber egal, ob er es sich eingestand oder nicht – diese Berge übten immer noch eine starke Anziehungskraft auf ihn aus.

Er betrachtete das Panorama, das sich um ihn herum ausbreitete. Die mit Bäumen überwachsenen Hügel der Smoky Mountains bildeten dunkelgrüne Wellen, gingen in ein intensives Blaugrün über und wurden in der Ferne verschwommen blau. Die Bäume gaben Kohlenwasserstoff ab, der für den typischen blauen Dunst verantwortlich war. Ihm wäre es lieber, wenn er diese wissenschaftliche Erklärung nicht wüsste. Ihm gefiel viel besser, was er als Junge geglaubt hatte. Damals waren die Berge irgendwie magisch gewesen, ein übernatürliches Land aus einer anderen Welt. Aber das stimmte nicht. Das wusste er jetzt mit Gewissheit.

Er ging ein Stück spazieren, schob sich durch ein tief wachsendes Gebüsch und schaute auf die Felslandschaft hinab, die früher ein rauschender Wasserfall gewesen waren. Hier hatten sich früher gewaltige Wassermassen tosend über die Granitstufen ergossen und

einen gewundenen, schäumenden Fluss gebildet, der über ein Felsenbett gesprudelt war. Jetzt gab es nur noch ein schwaches Rinnsal, und vom Fluss war fast nichts mehr zu sehen. Nur ein trübes kleines Bächlein war geblieben. Es wäre besser, wenn der Fluss ganz verschwunden wäre. Dann gäbe es nichts, das ihn daran erinnerte, wie es früher gewesen war. Jetzt erinnerte er sich an die weiße Flut, die kühlen, blauen Bäche, den spritzenden Schaum, als das Wasser über die Felswand herabgestürzt war, die sprudelnden Wirbel, wenn es sich zwischen den Felsen seinen Weg gebahnt hatte.

Er überlegte, wie es wäre, wenn es wieder zu regnen begänne, wenn die Himmel sich wieder öffneten und ihr Leben spendendes Wasser schenkten. Er gab sich der Vorstellung hin, wie ein kleiner Bach größer wurde und immer breiter, bis er sich sprudelnd über das trockene Flussbett ergoss. Er stellte sich vor, was für ein Gefühl es wäre, wenn dieser Regen tatsächlich einsetzen würde. Er konnte die ersten zögernden Tropfen fast fühlen, aus denen sich dann Rinnsale bildeten, die sein Gesicht nässten und seinem müden Körper Linderung verschafften, ein erfrischender, kühlender Fluss.

Er knöpfte seinen Kragen auf und atmete einige Male tief durch. Fast hatte er das Gefühl zu ersticken. In letzter Zeit befielen ihn manchmal seltsame Gefühle, und das in den ungünstigsten Augenblicken. Es wurde immer schwerer, ohne die innere Kraft weiterzumachen, die ihn früher angetrieben hatte. Letzte Woche hatte er zweimal, als er gerade das Skalpell in ein winziges Herz drücken wollte, plötzlich sich selbst gesehen, als wäre er Zuschauer bei seiner eigenen Operation. *Was machst du da?*, hatte er sich gefragt. *Wofür hältst du dich?* Und seine Hand hatte gezögert. Niemand hatte etwas bemerkt außer seiner Operationsschwester, Florence, die ihn und viele seiner Geheimnisse schon lange kannte. Sie hatte einen schnellen Blick auf ihn geworfen, und ihre hellgrauen Augen hatten ihn über ihrer Atemschutzmaske scharf angesehen. Vielleicht hatte sie sich gefragt, ob jetzt der Tag gekommen sei, an dem seine Hand ausrutschte oder sich nicht schnell genug bewegte. „Passiert so etwas wieder?“, schien sie ihn zu fragen. Das fragten sich alle.

Diese ganzen Operationen waren fehlerfrei verlaufen, aber die Vorfälle hatten ihn sehr beunruhigt. Er wusste, dass er die Operationen schon seit Jahren nur noch fast automatisch herunterspulte.

Seit fünf Jahren, um genau zu sein. Natürlich, er war immer noch technisch perfekt, wenn auch nicht mehr so brillant und kreativ. Aber in letzter Zeit hatte er Angst bekommen. Vor sich selbst, vermutete er, obwohl er nicht genau wusste, was das bedeutete. Er wusste lediglich, dass er sich genauso trocken und rissig fühlte wie das Flussbett, das unter ihm lag. Und er wusste, dass sich leicht etwas entzünden könnte, falls etwas sein verwundetes Herz traf, egal, wie ruhig er äußerlich wirkte oder wie kompetent er operierte. Etwas Lebenswichtiges, das ihn geschützt hatte, war verschwunden, und die Willenskraft, die er an seiner Stelle eingesetzt hatte, nutzte sich immer mehr ab.

Sam verdrängte diese beunruhigenden Gedanken und konzentrierte sich lieber auf etwas anderes. Er dachte an die Begegnung, die er gerade gehabt hatte, und schüttelte den Kopf. Er war nicht sicher, ob sie eine verwirrte alte Frau oder eine Prophetin Gottes gewesen war. Er tendierte zu verwirrter alter Frau. Bei diesem Gedanken zog sich sein Herz unerwartet traurig zusammen.

Er schaute zum immer dunkler werdenden Himmel hinauf. Hier konnte man die Sterne sehen. Er war weit genug weg von den Lichtern der Großstadt, um sie klar erkennen zu können. Er betrachtete einen Moment den Himmel. Die Sterne sahen aus, als stünden sie fest und bewegten sich nicht, aber er wusste die Wahrheit. Sie bewegten sich. Die Dinge veränderten sich. Nichts war gewiss. Nichts blieb dort, wohin man es gelegt hatte. Er wandte den Blick von den Sternen ab und richtete ihn auf den Schotterweg unter seinen Füßen.

Er kam seit fünf Jahren hierher. Er betete seit fünf Jahren. Seit fünf Jahren rief er sie an, hinterließ Nachrichten auf ihrem Anrufbeantworter und bat sie, an den Ort zurückzukommen, an dem er sie gefragt hatte, ob sie mit ihm zusammenleben wolle, bis dass der Tod sie scheiden würde. Und seit fünf Jahren wartete er.

Er erinnerte sich an die törichte Hoffnung, die ihn durch das erste Jahr getragen hatten. Sie war traumatisiert, hatte er sich gesagt. Sie brauchte einfach Zeit, um sich von den Ereignissen zu erholen, die sowohl ihr Herz als auch sein Herz in einen Scherbenhaufen verwandelt hatten. Er hatte sich gezwungen, ihr diese Zeit zu geben. Er hatte sich große Mühe gegeben, sich zu beherrschen, ob-

wohl er alles getan hatte, um herauszufinden, wo sie war. Er konnte es nicht ertragen, das nicht zu wissen. Er hatte nicht geschlafen oder gegessen, solange er nicht mit eigenen Ohren gehört hatte, dass sie in Sicherheit war. Denn war das nicht seine Aufgabe? Sich um sie zu kümmern? Dafür zu sorgen, dass alles, was sie betraf, so lief, wie es sollte? Er schüttelte frustriert den Kopf, da er wusste, wie kläglich er versagt hatte.

Er hatte einen Privatdetektiv engagiert. Es war lächerlich leicht gewesen, Annie zu finden. Der Detektiv hatte sie innerhalb weniger Stunden ausfindig gemacht. Lange bevor sie angerufen und ihre knappe Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte, hatte Sam gewusst, dass sie jetzt in Seattle wohnte. 201 Brady Way, Apartment C. Er hatte gewusst, dass sie eine Stelle bei der *Seattle Times* angenommen hatte. Und dass sie immer noch seinen Ford Pick-up fuhr.

Danach hatte er nichts weiter unternommen. Er hatte sich gezwungen, sich mit dem Wissen zufriedenzugeben, dass sie in Sicherheit war, dass sie alles hatte, was sie zum Leben brauchte. Mehr konnte er nicht für sie tun. Er ließ die Bankkonten weiterhin auf ihre beiden Namen laufen und sorgte dafür, dass sie gut gefüllt waren, aber nach den ersten tausend Dollar hatte sie nichts mehr abgehoben.

Sam hatte gewartet, die Tage und Wochen gezählt, während er sich sicher gewesen war, dass sie zurückkommen würde. Als fast ein Jahr vergangen war, an ihrem Hochzeitstag, hatte er dieses Datum als Vorwand benutzt, um Kontakt zu ihr aufzunehmen. Er hatte sich seine Worte genau überlegt, er hatte seine kleine Rede eingeübt, bis sie perfekt gewesen war. Er verstand sie. Sie war traurig gewesen. Sie war aufgeregt gewesen. Aber jetzt war sie sicher bereit, mit ihm zu sprechen und ihn wieder in ihr Leben zu lassen. Er hatte viermal angerufen und schließlich seine Rede auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen.

„Komm nach Hause“, hatte er gesagt. „Bitte, ich möchte mich um dich kümmern. Bleib nicht fort, Annie. Komm zu mir zurück.“

Sie hatte auf ähnliche Weise geantwortet und ihm eine Nachricht hinterlassen. Sie hatte mittags angerufen, als sie genau gewusst hatte, dass er bei der Arbeit war.

„Einverstanden“, hatte sie gesagt. „Ich treffe mich mit dir.“

Diese Worte hatten die Tür zwischen ihnen geöffnet, obwohl ihr angespannter, ängstlicher Tonfall sich gleichzeitig dagegen gewehrt hatte. Sein hoffnungsvolles Herz hatte sich damals natürlich geweigert, die Wahrheit anzuerkennen. Aber nach den ersten paar Minuten im Restaurant in Smoky Hollow hatte er gewusst, dass sie nicht kommen würde. Er erinnerte sich, wie sein Mut gesunken war, als er dort gesessen und gewartet hatte. Schließlich war ihm bewusst geworden, wie sehr er ihre Trauer und ihren Schmerz unterschätzt hatte. Ihre Bitterkeit.

Er fragte sich jetzt, warum er weiterhin Jahr für Jahr gekommen war. Er wusste die Antwort. Es war das einzige Verbindungsglied zwischen ihnen, das noch geblieben war. Es aufzugeben hieße zuzugeben, dass alle Hoffnung gestorben war.

Er starrte in das leere Flussbett und dachte an ein Theaterstück, das er einmal über eine Frau gesehen hatte. Sie hatte jeden Abend an der Tür gestanden und ihren Hund gerufen, bis sie schließlich die Realität akzeptiert hatte: Sheba würde nicht zurückkommen.

Genauso wenig wie die Frau, auf die Sam wartete. Die Endgültigkeit dieser Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. In ihm regte sich plötzlich ein Anflug von Ärger und nicht die dumpfe Resignation, die er erwartet hätte. Die Worte der alten Frau gingen ihm wieder durch den Kopf. „Jetzt ist kein guter Zeitpunkt, um das Beten aufzugeben.“

Er verwarf diese Worte mit einem energischen Kopfschütteln. Sie war kein Bote Gottes, nur eine einsame alte Frau, die sein trauriges kleines Schauspiel beobachtet hatte und dachte, sie hätte Gottes Stimme gehört. Aber offenbar hatte sie nur ihre eigenen Wünsche in Worte gefasst. Außerdem war es zu spät. Er hatte das Beten bereits aufgegeben. Er konnte sich nicht erinnern, wann genau, aber irgendwann, seit er vor einem Jahr an diesem Tag hier gestanden hatte, hatte er aufgegeben, Gott um etwas zu bitten, das er nie bekommen würde.

Es war vorbei. Es war Zeit, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und in die Zukunft zu blicken. Es war dumm von ihm gewesen, so lange zu warten. In dieser Erkenntnis lag eine leere, bittere Endgültigkeit, aber wenigstens waren die Dinge jetzt geklärt. Es

war vorbei. Er würde nicht mehr hierherkommen. Er starrte in die Dunkelheit hinein und dachte über die Fehler nach, die er gemacht hatte. Schließlich nahm er den Ring ab, den er immer noch am Ringfinger seiner linken Hand trug. Er griff in die Brusttasche seines Jacketts, holte das kleine Samtkästchen heraus, in dem sich der Ehering seiner Frau befand, legte seinen eigenen dazu und klappte es zu. Dann zog er die Schlüssel aus der Tasche und ging zu seinem Auto.



Sam fuhr los und bemühte sich, möglichst an nichts zu denken. Er überquerte die Grenze zwischen North Carolina und Tennessee. Als er sich der Abzweigung zu seiner Wohnung in Knoxville näherte, fuhr er weiter. Er passierte die Stadtgrenze und durchquerte Varner's Grove, wobei er einer bekannten Strecke folgte. Er war anfangs jeden Tag hierhergekommen, hatte geschaut, gehofft, für die geringste Veränderung gebetet, eine Veränderung des Zustands – eine Veränderung, die ein Zeichen dafür wäre, dass das Unheil abgewendet werden könnte, dass die Mauer, die sich von allen Seiten um ihn herum aufgebaut hatte, eingerissen werden könnte. Aber ohne den geringsten Erfolg. Nach einer Weile hatte er angefangen, nur noch einmal in der Woche zu kommen. Dann einmal im Monat. Ein Teil von ihm wollte es hinter sich bringen. Es vergessen. Aber das konnte er nicht, denn es verfolgte ihn wie ein kalter Schatten, wohin er auch ging. Es war eine schreckliche Erinnerung daran, dass ein Fehler nicht immer rückgängig gemacht werden konnte.

Sam fuhr auf den stillen Parkplatz, der bis auf ein paar Reihen alter Autos, die den Angestellten des Pflegeheims gehörten, leer war. Er stellte sein Auto ab und schämte sich plötzlich, weil es neu und mit dem modernsten Komfort ausgestattet war. Er verspernte den Wagen mit einem Druck auf die Fernbedienung, hörte das Surren der Elektronik und ging den geschotterten Weg hinauf, vorbei an einem Betontopf mit braunen Buntnesseln und Zigarettenkippen. *Rosewood Manor* war ein staatliches Pflegeheim. Von außen sah man Ziegelsteine und Beton, von innen abgenutzte Linoleumböden und

abblätternde Farbe. Es roch unangenehm. Hier fristete Kelly Bright seit fünf Jahren ihr Leben.

Er ging durch die sich automatisch öffnenden Türen und an der leeren Empfangstheke vorbei zum Stationszimmer. Er erkannte die diensthabende Altenpflegerin. Sie gehörte zu den netten Pflegerinnen hier, war ungefähr fünfzig und stämmig, und ihre Haare hatten die gleiche fahle Farbe angenommen wie ihre Haut. *Helen* stand auf ihrem Namensschild. Er begrüßte sie und stellte sich vor.

„Ich erinnere mich an Sie“, sagte sie.

Sofort spürte er, wie sich sein Körper anspannte, aber die Augen, mit denen sie ihn anschaute, waren mitfühlend.

„Wie geht es Ihnen, Dr. Truelove?“ Sie legte ihre Brille auf den Berg Patientenakten, der sich vor ihr auftürmte.

„Es geht schon“, antwortete er und war nicht bereit, ihr die Wahrheit zu sagen. „Wie geht es Kelly?“

Sie legte den Kopf schief und dachte über die Antwort nach, zu der sie nicht verpflichtet war. „Möchten Sie ihre Akte sehen?“

„Nein.“ Seine Antwort kam abrupt. Er fühlte sich bei diesem Gedanken schrecklich.

„Es geht ihr sehr schlecht“, sagte Helen mit ernster Miene. „Sie hat wieder eine Lungenentzündung. Und sie hat eine Harnwegsinfektion. Dr. Evers hat Antibiotika angeordnet, aber bis jetzt spricht sie nicht darauf an. Und sie hat immer noch einen Dekubitus am Gesäß und an den Fersen, aber das sind die geringsten Probleme.“

Sam nahm die Informationen auf, die niederdrückend und entmutigend waren. Alle drei Probleme – Lungenentzündung, Harnwegsinfekt und Dekubitus – waren traurige Folgeerscheinungen von Kellys Koma. Kellys Körper nahm weiterhin Luft auf und stieß sie wieder aus, nahm Nahrung auf und schied sie aus, und ihr Herz und ihre Gefäße funktionierten bestens. Dass seine Operation letztendlich erfolgreich gewesen war, war ein Beweis für Gottes Grausamkeit. Aber ihr Gehirn hatte sich ausgeschaltet und funktionierte nicht mehr, weil ihm lebenswichtiger Sauerstoff gefehlt hatte, als er zu spät reagiert hatte. In diesem Zustand befand es sich jetzt seit fünf Jahren.

Sam ging über den abgenutzten Flur zu ihrem Zimmer. Seine

Beine waren schwer wie Blei. Eine alte Frau in einem Rollstuhl versperrte ihm den Weg.

„Wo ist Donald?“, fauchte sie ihn an. „Haben Sie ihn gesehen? Ich habe ihm gesagt, dass er sofort nach Hause kommen soll. Aber er ist noch nicht zurück.“

„Nein, Madam. Ich habe ihn nicht gesehen“, antwortete er wahrheitsgemäß und ging um sie herum. Er schritt an ein paar anderen Heimbewohnern vorbei und grüßte sie mit einem Kopfnicken. Einige grüßten ihn ebenfalls. Mit diesen Patienten hatte er das größte Mitleid.

Kellys Tür stand halb offen. Er klopfte. Niemand antwortete. Langsam trat er ein. Das bekannte Grauen regte sich in ihm. Das Licht war gedämpft, die Jalousien waren zugezogen. Die Pflegerin, mit der er bei seinem letzten Besuch gesprochen hatte, hatte gesagt, dass sie versuchten, das Zimmer tagsüber hell zu halten und nachts dunkel. Irgendwie hatte ihn diese Erklärung schockiert. Dass ein Teil von Kellys Gehirn vielleicht immer noch wusste oder sich dafür interessierte, ob die Jalousien offen oder zugezogen waren, war eine Möglichkeit, die ihn quälte und gleichzeitig einen Funken irrationaler Hoffnung in ihm weckte.

Kelly hatte ein Einzelzimmer. Er trat an ihr Bett. Sie lag still und mit geschlossenen Augen da. Dafür war er dankbar. Wenn sie vor sich hin murmelte und sich bewegte, als lebe noch jemand in diesem Körper und versuche, einen Weg aus seinem Gefängnis zu finden, war es schlimmer, obwohl Sam wusste, dass das keine bewussten Reaktionen waren.

Auf dem Tisch in der Ecke stand ein Strauß Luftballons. „Alles Gute zum Geburtstag“, stand darauf. Er schluckte schwer. Auf dem Tisch neben ihrem Bett stand eine Geburtstagskarte. *Alles Gute zum 16. Geburtstag*. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand einen Schlag verpasst. Sechzehn. Sie sollte sich ein Kleid für den Abschlussball kaufen und eine Ausbildung beginnen, für den Führerschein sparen. Nicht Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr in *Rosewood Manor* liegen. Aber sie lag hier, und daran würde sich nichts ändern. Sam konnte nichts dagegen tun. Jetzt nicht mehr.

Er schaute auf sie hinab. Ihre Haare waren kurz geschnitten, nicht lang und dick wie an dem Tag, an dem er sie das erste Mal

gesehen hatte. Ihr Gesicht war an einigen Stellen erwachsener geworden. Auch das versetzte ihm einen Stich: dass ihr Körper sich weiterentwickelte, obwohl das überhaupt keinen Sinn hatte. Sie hatte abgenommen, stellte er fest, auch ohne ihre Krankenakte zu lesen. Er fragte sich, ob der verantwortliche Arzt die Kalorienanzahl der künstlichen Ernährung erhöhen würde. Ihr Atem war rasselnd. Das konnte er auch ohne Stethoskop hören. Ihr Gesicht war blass und hager.

Er kam näher und zwang sich, die Hand zu ergreifen, die zusammengezogen auf dem Bettlaken lag. Er hielt sie leicht in seiner Hand.

„Guten Abend, Kelly. Hier ist Sam“, sagte er und spürte genauso wenig eine Reaktion wie auf seine Gebete. Er stellte sich nie als „Dr. Truelove“ vor – wahrscheinlich, weil er sich schämte. „Ich weiß, dass es eine Weile her ist, aber ich wollte einfach sehen, wie es dir geht“, fuhr er fort. „Ich hoffe, du fühlst dich nicht zu unwohl.“

Seine Worte trafen ihn, sobald er sie ausgesprochen hatte. Wie konnte er etwas so Grausames, etwas so Feiges sagen? *Ich hoffe, du fühlst dich nicht zu unwohl.* Er sollte die Wahrheit sagen. *Kelly, es tut mir leid. Kelly, wenn ich mit dir tauschen könnte, würde ich das gern tun. Kelly, vergib mir. Es tut mir leid. Es tut mir so leid.*

Natürlich sagte er nichts dergleichen. Wer hätte etwas davon, wenn er es sagte? Bestimmt nicht Kelly. Bestimmt nicht ihre Familie, die bereit war, ihn am Hals zu packen und ihm den Garaus zu machen, sobald Kellys kurzes Leben zu Ende wäre. „Sie warten“, hatte sein Anwalt gesagt. „Sie sind arm, aber offensichtlich nicht dumm. Sie wissen, dass ihr Tod ihnen mehr bringt als ihre Behinderung.“

Er würde ihnen gern alles geben, was er hatte, aber das war nicht einmal erlaubt. Seine Berufshaftpflichtversicherung würde ihnen einen Scheck schicken.

„Heute ist Montag, Kelly“, sprach er weiter. „Montag, der zweite Juni. Heute Morgen war es warm und sonnig. Wie man es um diese Jahreszeit in Tennessee erwartet. Heute Nachmittag zogen ein paar Wolken auf, aber es hat nicht geregnet. Jetzt ist es draußen wieder klar und kühl. Die Walderdbeeren blühen in den Bergen.“

Bei diesen Worten kam er sich plötzlich grausam vor. Warum

hatte er sie an Freuden erinnert, die sie nie wieder erleben würde? Er bekam Schuldgefühle, weil es ihm guttat, auch nur daran zu denken.

Von der Tür kam ein Geräusch. Sam erstarrte. Er war nur ein einziges Mal jemandem aus der Familie begegnet, und das war ganz am Anfang gewesen. Es war die Großmutter gewesen, die ihn nicht erkannt hatte, wofür er sehr dankbar gewesen war. Sie hatte gedacht, er gehöre zu Kellys Ärzten, was in gewisser Weise auch stimmte. Dieses Mal war es die Physiotherapeutin, wie ihr Namensschild verriet.

„Ich kann später wiederkommen“, bot sie an.

„Nein, das ist nicht nötig“, antwortete er und war froh, dass er einen Grund hatte zu gehen. „Leb wohl, Kelly.“ Er richtete die Worte an das stille, blasse Gesicht. Er konnte die dünnen blauen Adern auf ihren Augenlidern sehen. Sie atmete ein. Aus. Keine Bewegung. Nicht das geringste Anzeichen, dass sie ihn gehört hatte. Er drehte sich um und ging. Das Gefühl, das alle anderen Gefühle überschattete, war Müdigkeit.

Sam ging auf den Parkplatz hinaus und war froh, dass er die schwere, beißende Luft hinter sich lassen konnte. Die kühle Nachtluft fühlte sich auf seinem heißen Gesicht gut an. Die Grillen und Laubfrösche von den Wiesen neben dem Gebäude meldeten sich laut und durchdringend zu Wort. Neben einer dünnen Esche blieb er stehen, legte die Hand auf die Rinde und war froh, dass er etwas Echtes, Lebendes berühren konnte. Er hatte das Gefühl, dass die beiden Situationen, die sein Leben schon so lange überschatteten, sich dem Ende zuneigten. Diese Erkenntnis war von einer leeren, bitteren Endgültigkeit begleitet.

Kelly Bright hatte länger durchgehalten, als irgendjemand gedacht hatte. Und obwohl es möglich war, dass jemand in einem tiefen Koma viele Jahre leben konnte, glaubte er das in Kellys Fall nicht. Es würde nicht mehr lang dauern. Vielleicht Tage. Wochen. Höchstens Monate. Das wusste er, nachdem er sie gesehen hatte, nachdem er ihren rasselnden Atem gehört, die feuchte Blässe ihrer Haut gesehen hatte. Und das andere?

Er hatte das Gefühl, dass es schon lange gestorben war und er nur die Beerdigung nicht zugelassen hatte. Er wusste sogar genau, an

welchem Tag seine Ehe den Todesstoß bekommen hatte. Er konnte diesen Tag mit demselben Datum auf Kelly Brights Krankenakte dokumentieren, denn sowohl Kelly als auch seine Ehe hatten durch einen anderen Schicksalsschlag, der ihm immer noch das Blut in den Adern gefrieren ließ und ihm vor Schmerz die Sprache verschlug, einen Kollateralschaden erlitten.



In dieser Nacht war der Traum wieder da.

„Nicht, Sam. Sie sind nicht in der Verfassung dazu.“

Er schaute nach unten und sah Kelly Brights Herz und Aorta, die bereits freigelegt waren. Die Vorbereitung hatten sein Assistenzarzt und der Oberarzt vorgenommen. Es war eine einfache Operation, wenigstens für ihn. Er würde den Riss nähen, der bei dem Verkehrsunfall entstanden war. Es war eine schwere Verletzung, aber er konnte sie operieren. Im Vergleich zu den komplexen Defekten, die er an viel kleineren Herzen operierte, war diese Operation fast ein Kinderspiel. Alle warteten auf ihn. Er hatte gerade anfangen wollen, als der Telefonanruf kam. Die OP-Schwester ging ans Telefon und kam dann mit Tränen in den Augen und einem Kopfschütteln zu ihm.

„Sie müssen dringend ans Telefon, Dr. Truelove“, sagte sie.

Er runzelte verwirrt die Stirn, ging ans Telefon, meldete sich und erkannte die Stimme seiner Mutter fast nicht, die ihm mitteilte, dass sein Kind gestorben sei. Er hörte sich ihre wirre Schilderung noch einmal an.

„Sie hat geschlafen. Das Telefon klingelte und ich ging dran. Ich habe sie gesucht, aber sie war fort.“

Dann die schrecklichen Details. Der Bach und die Rettungssanitäter, die Wiederbelebungsversuche und der Hubschrauber. Er hörte die Hysterie in ihrer Stimme. Vor seinem geistigen Auge sah er, wie sie allein dort stand und verzweifelt auf Annie wartete. Und auf ihn.

Er fühlte, wie sein pulsierendes Blut durch etwas Kaltes ersetzt wurde, und stellte noch einige Fragen. Als seine Mutter sie nicht beantworten konnte, verlangte er, den verantwortlichen Arzt zu spre-

chen. Während er wartete, bis er ans Telefon kam, befahl ihm eine tiefe Ruhe. Oh, diese grausame Ruhe! Er fühlte, wie sie in sein Herz einsickerte und sich dann durch seine Arme und Beine und zu seinem Hirn ausbreitete. Und er wusste mit grenzenloser Gewissheit, dass er entweder gleich das Bewusstsein verlieren oder kristallklar und perfekt werden würde, denn eine Gegenwart, kalt und leblos wie ein hoher weißer Eisberg, erfüllte ihn, beruhigend und kühlend. Sein Verstand betrat diesen unnahbaren weißen Ort, den er für ungetrübte Konzentration hielt.

Sie murmelten miteinander, als Sam an den Operationstisch zurückkehrte. Alle, der Oberarzt, die Operationsschwester und der Anästhesist. Er zog die Handschuhe aus. Der Oberarzt sagte, dass er Dr. Hendricks anrufen und bitten werde, die Operation zu übernehmen. Aber Sam zog ein frisches Paar Handschuhe an, sperrte alles aus bis auf das Problem, das vor ihm lag, und war fest entschlossen, keine anderen Gedanken zuzulassen, weil er sie nicht ertragen würde.

„Für Margaret kann ich nichts mehr tun“, sagte er, immer noch gefangen in dieser vollkommenen Kälte. „Aber Kelly Bright kann ich retten.“

Sie schauten ihn an, schockiert, entsetzt, kopfschüttelnd. Nur seine Operationsschwester Florence verstand, was mit ihm los war. Sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Fahren Sie nach Hause, Sam“, sagte sie bestimmt. „Sie stehen unter Schock. Sie sind nicht in der Verfassung ...“

„Jetzt ist mein Kittel nicht mehr steril!“, fuhr er sie scharf an.

Trotzdem zog sie die Hand nicht zurück, sondern packte ihn nur noch kräftiger. „Fahren Sie nach Hause! Diese Operation kann jemand anders ...“

Jetzt war sein Ärger entfacht, ein kalter, grimmiger Ärger. Er schrie sie an: „Gehen Sie mir aus dem Weg. Hier ist niemand anders!“ Selbst jetzt in seinem Traum brannten diese Worte wie Säure, ihre zerstörerische Selbstüberschätzung zerfraß ihn fast bei lebendigem Leib.

„Niemand kann das besser als ich“, bellte er.

Er zog einen neuen Operationskittel an, streifte sich frische Handschuhe über, nahm seinen Platz am Operationstisch ein und

schaute allen scharf und herausfordernd in die Augen, die ihn über ihrem Mundschutz mit Staunen oder Mitgefühl, Missbilligung oder Schock anstarrten.

Er wandte den Blick von ihnen ab und verdrängte alles bis auf das Problem, das vor ihm lag: die abgerissene Aorta, die er reparieren musste.

„Pinzette“, sagte er mit einem Kopfnicken zu Florence, und es ging los.

Der Rest des Traums war unverändert. Vorhersehbar, eine grausame, graue Wiederholung, ein Horrorfilm, dessen Ausgang er kannte, und trotzdem war er gezwungen, ihn immer und immer wieder anzusehen. Er sah sich, wie er die großen Arterien abklemmte.

„Von der Herz-Lungen-Maschine nehmen“, sagte er.

Dann sah er wieder, wie die Naht riss, der Blutdruck sank, er sah sich selbst, wie er versuchte, die Sache in Ordnung zu bringen, fühlte erneut die Panik seines OP-Teams, seine eigene Panik, sah seine zitternden Hände, die blutbedeckten Handschuhe, sah, wie sie den Riss nähten. Aber der Schaden war nicht mehr rückgängig zu machen. Und er sah sich selbst, wie er schließlich den blutgetränkten Kittel und die Handschuhe auf einen Haufen auf dem Linoleumboden mit der Blutlache warf, er sah, wie er sich schließlich von Barney nach Gilead Springs nach Hause fahren ließ. Er erinnerte sich an diese Fahrt, sein Verstand eine offene, blutende Wunde, hin- und hergerissen zwischen den zwei Horrorszenarien wie ein sterbendes Tier, das zwischen seinen Peinigern zerfleischt wurde.

Er sah, wie er in das kleine Krankenhaus ging und seine Tochter erblickte, die regungslos, marmoriert und mit immer noch feuchten Haaren auf dem Tisch lag. Er sah, wie er die zitternden Schultern seiner Mutter berührte, er sah, wie sie den gebeugten Kopf schützelte, sah, wie er zu seiner Frau ging und wusste, dass er sie trösten sollte. Aber er konnte ihr nur seine Arme hinhalten – sonst nichts. Er gab ihr sonst nichts, weil er nichts hatte, das er ihr geben konnte. Er hatte alles andere fest weggeschlossen, denn was würde passieren, wenn er dieses Schleusentor öffnete? Was würde herausströmen?

Noch im Traum konnte er Annies Haare an seinen trockenen Lippen fühlen, er konnte ihre Stimme hören, erstickt und heiser, als sie ihn genauso gefragt hatte wie Maria, Lazarus' Schwester, Je-

sus gefragt hatte: „Wo warst du? Wo warst du? Wenn du nur hier gewesen wärest, wäre mein Kind nicht gestorben.“

Und dann lagen die beiden nebeneinander, Margaret und Kelly Bright. Er wachte auf. Kalter Schweiß lag auf seiner Haut, pures Entsetzen erfüllte ihn, beides war nichts Neues für ihn. Er lag regungslos in der Dunkelheit und lauschte auf die Geräusche in seiner Wohnung, auf das Summen des Kühlschranks, das Dröhnen des Verkehrs vor seinem Fenster. Sein Herz und Atem nahmen wieder ein langsames Tempo an, sein Schweiß trocknete allmählich. Und er wünschte sich – oh, wie sehr er es sich wünschte, er könnte sich einreden, dass das nur ein Traum gewesen sei.